

# Der fränkische Bauer

Ein Charakterbild von M. Walter, Bamberg

Den fränkischen Bauern wollen wir zeigen, dies Geschlecht voll Kraft und Stärke, das sich durch Jahrhunderte rein erhalten hat, das die Sitten und Gebräuche seiner Ahnen übernommen und sie seinen Kindern auf den Lebensweg mitgibt.

Der fränkische Bauer wird im allgemeinen für kurz angebunden, wortkarg und verschlossen gehalten. Nur wenige Gegenden Frankens machen davon eine Ausnahme. Der Ernst auf dem Gesichte verläßt ihn auch im Familienkreise nicht. Lange Beratungen und Verhandlungen in der Familie gibt es nicht. Des Vaters Wort ist oberstes Gesetz. Das weiß die Frau, das wissen die Kinder, die auf einen Wink, auf einen Blick hin sofort gehorchen.

Es darf aber nicht behauptet werden, daß der Bauer seine Familie nicht mit ganzem Herzen lieb hat, daß in der Familie nicht gegenseitige Liebe vorhanden ist. Eben dieses Kurzangebundene ist es, daß dem Bauer Ehrfurcht und Liebe einträgt, dieses Starke, Entschlossene, zu dem die Familienangehörigen voll Stolz und Vertrauen ausschauen. Sein Weib behandelt der Bauer gut. Er weiß, was die treue Gefährtin an seiner Seite bedeutet, die mit ihm alle Last und alles Leid teilt. Er zeigt diese Liebe nicht äußerlich, er vergöttert sein Weib nicht, aber er liebt es mit seinem ganzen Wesen, und wehe, wenn seiner Gefährtin einer zu nahe tritt. Ehebruch war bis vor kurzem im Bauernstande höchst selten anzutreffen. Die beiden Gatten fühlten sich viel zu enge aneinandergefettet, als daß der eine oder andere Teil diese Kette zu durchbrechen versuchte.

Wie seinem Weibe, so ist der Bauer auch seinen Kindern in Liebe zugetan. Streng und gerecht waltet er über sie und bestraft hart. Aber gerade die Härte wirkt ausgezeichnet. Einen Schlag vom Vater zu erhalten, empfindet das Bauernkind fast als Schande. Er zeigt auch hier selten seine Liebe äußerlich; aber wenn er etwas schenkt, so hat das doppelten und dreifachen Wert: es ist vom Vater. Früh hält der Bauer sein Kind zur Arbeit an, gibt ihm kleine tägliche Verpflichtungen und bildet so — ein ausgezeichneter Pädagoge — sein Kind nach seinem Willen. Uneratene Söhne waren vordem in echten Bauernfamilien selten. Verschwendung übt der Bauer nie an seinen Kindern. Unter dem Weihnachtsbaum des Dorfkindes liegt nicht der zehnte Teil von dem, was ein Stadtkind empfängt. Aber die Freude des Dorfkindes über das wenige Nützliche ist größer als die des Städtischen über das bunte Vielerlei.

Den Geldbeutel führt der Bauer. Was die Bäuerin an Milch, Butter und Eiern einnimmt, bildet ihr Haushaltungsgeld. Die Frau ist oft völlig im Unklaren über die augenblicklichen Vermögensverhältnisse; denn alle Einnahmen und Ausgaben gehen durch die Hand des Bauern. Die Kinder bekommen sehr selten Geld in die Hand; einen Groschen für den Jahrmarkt und sonst nichts. Aber um den Sinn des Sparens zu wecken, bekommt das Kind bei größerem Verkauf ein Stück ab, das aber schön zusammengelegt wird, bis es zur Anschaffung eines Kleides oder sonstigen Gebrauchsgegenstandes reicht. Genäßchige Kinder kennt oder sagen wir kannte das flache Land darum nicht.

Wie der Bauer zu seinen Familienangehörigen, so ist er auch zu seinen Dienstboten. Es ist eigentlich gar kein großer Unterschied zwischen den beiden. Kaum ist ein richtiger Dienstbote eingetreten, so gibt er sich Mühe, seines Herrn Eigenheiten und Gewohnheiten abzugewöhnen und sich danach zu richten. Damit ist aber auch die Grundlage eines gedeihlichen Zusammenarbeitens gegeben. Der Dienstbote erblickt im Bauern gleichsam seinen Vater, dem er sich in allem anvertrauen und von dem er Rat und Hilfe erhoffen kann. Gegen seine Eltern ist der Bauer liebevoll, aber herrisch.

Das schöne Verhältnis zwischen dem Bauern und seiner Familie wirkt sich auch bei der schweren Arbeit, die er verrichten muß, aus. Es ist jedoch ein großer Irrtum, anzunehmen, daß dem Bauern, wenigstens dem vom alten Schlage, die Arbeit als Last erscheint. Der Bauer betrachtet seine schwere Arbeit als eine ihm von höherer Seite gestellte Lebensbestimmung und Lebensaufgabe, und geht an sein Tagewerk nicht mit Widerwillen und Abneigung, sondern mit dem Gedanken, daß in der Arbeit auch Kraft und Süße liege und daß er dadurch eine höhere Pflicht erfülle.

Aus dieser Einstellung heraus ist es zu erklären, daß der Bauer selbst bei der schwersten Arbeit immer seinen Humor bewahrt und daß gerade beim Ernten in der heißesten Sonne Scherz und Wit auf dem Felde daheim sind. Ein verdrossenes Gesicht kann er nicht leiden, und wenn er sieht, daß ein Untergebener ein widerwilliges Gesicht zu einem Auftrag macht, so führt er lieber die Arbeit selber aus und läßt den Untergebenen beschämt und gebessert beiseite stehen. Bei der Arbeit kennt der Bauer keinen Rangunterschied. Der Großknecht hilft der Kleinmagd, die Großmagd dem Stallbuben, wenn der andere Teil mit Arbeiten überladen oder zu schwach bei Kräften ist. Rangunterschiede gibt es höchstens bei der Rede am Tisch, wo der Hütbub nicht das große Wort zu führen hat, aber sonst nicht. Es ist weiter eine Selbstverständlichkeit, daß nicht jede Arbeit erst befohlen werden muß, daß, wer irgend etwas zu tun findet, dies von selbst erledigt, auch wenn es vielleicht in den Arbeitsbereich des anderen gehört. Ein Hände-in-den-Schoß-Legen gibt es beim Bauern nicht, auch nicht beim Bauernknecht. Ist keine vordringliche Arbeit da, sucht man sich Kleinarbeit, die sich im Bauernanwesen immer vorfindet. Selbst im strengsten Winter wird da keine Ausnahme gemacht, und der „Bauer hinterm Ofen“ ist ein Märchengebilde, wie auch die Bezeichnung der Winterszeit überhaupt als der schönsten Zeit des Bauern ein Wort ohne Wahrheit ist.

Eine Mülestunde kennt der Bauer nicht und kann sie auch nicht ertragen. Setzt einen echten Bauern hinein in die Stadt, läßt ihn nichts arbeiten und alles, was das Leben braucht, vorfinden, er wird es nicht lange aushalten, er wird krank vor Heimweh nach der Arbeit. So ist das oft gesehene Bild vom schlöhweißen Greis, der auf Stöcken gestützt zur Arbeit humpelt, erklärlich. Und wenn er nicht selbst helfen kann, wenn er nur unter den Arbeitenden weilen und manchmal ein Wort der Auffmunterung oder des Anordnens sagen kann. Doch soll natürlich nicht behauptet werden, daß der Bauer ein Fanatiker der Arbeit sei. Fanatiker wird er, wenn's „auf dem Nagel brennt“, wenn Gewitter kommen und dergleichen. Aber er kann es auch „städt“ gehen lassen. Er weiß wohl, daß andauernde Überanstrengung sich rächt und daß das Hirneintrünnen keinen

Sinn hat. Er arbeitet, wie es die Umstände erfordern; aber arbeiten muß er, das liegt ihm im Blute. Und danken wir Gott, daß das noch so ist, daß noch unser Bauernstand von dem Wandel der Begriffe im letzten Jahrzehnt unberührt geblieben ist, auf daß er die Keimzelle unseres Wiederaufstieges werde.

## Altwürzburger Erinnerungen aus den Jahren 1825 / 27 (für Familienforscher)

Von Otto Freiherr von Taube

Im Herbst des Jahres 1825 nahm der russische General v. Patkul, der als Sproß eines verarmten deutschen Adelshauses in Estland sich schon als Knabe dem Soldatenberufe gewidmet hatte und zu der Zeit das zweite russische Garde-Infanterie-Regiment, das Semenowsche, befehligte, einen langen Urlaub und begab sich mit seiner jungen Frau, sieben Kindern — davon sechs erster Ehe —, einer Welschschweizer Erzieherin und fünf Dienstboten nach Würzburg. Dort hatte der ehemalige Messerschmied Johann Georg Heine eine orthopädische Anstalt gegründet, die sich größten Ruhes erfreute, und in ihr hoffte der General für seine zweite Tochter, die verwachsene Elise, Besserung zu finden. Die vierte Tochter, Sophie, die nachmals meinen Großvater väterlicherseits heiratete, hat als alte Frau Jugenderinnerungen für ihre Nachkommen diktirt und dabei auch ihren Würzburger Aufenthalt geschildert. Sie war kurz vor dem Aufbruch dorthin dreizehn Jahre alt geworden.

Als der Kaiser Alexander I. Patkuln den Urlaub bewilligt hatte und, im Begriffe, selbst eine weite Reise in den Süden seines Reiches anzutreten, ihn zum letzten Male besuchte, empfahl ihm der General seine Familie für den Fall, daß er in Deutschland sterben sollte. Prophetisch antwortete ihm der Kaiser: „Du wirst heimkehren, ich aber nicht“; und dann eröffnete er ihm den Verzicht des nächsten Thronerben, des Großfürsten Konstantin, ein Staatsgeheimnis, dessen Enthüllung vor anderen Personen dem Reiche manches Fürchterliche erspart hätte.

Anfang Oktober 1825 muß die Familie v. Patkul, über Königsberg i. Pr., Bayreuth und Bamberg reisend, in Würzburg eingetroffen sein. Sie stieg vorläufig ab im schön am Main gelegenen, heute noch bestehenden Gasthof zum Schwan. Dort erfuhr sie bald nach der Ankunft den Tod Max Josephs von Bayern, der am 13. Oktober erfolgt war; der König und Zar Alexander waren verschwiegert durch ihre Gemahlinnen, zwei badische Schwestern, so ging der Tod des nahen Verwandten ihres Herrn der Generalsfamilie sehr nahe, und die junge Sophie war höchst befremdet, daß der aufwartende Kellner ihnen die Nachricht bei Tisch so kaltblütig und beiläufig erzählte. „Sein König ist gestorben und er ist gar nicht traurig!“ entrüstete sie sich.

Aus dem Schwan siedelten Patkuls in das orthopädische Institut Direktor Heines über, das zu Ehren der Gemahlin König Maximilians I. das „Carolinineninstitut“ hieß und alljährlich von seiner hohen Beschützerin besichtigt wurde, so daß die Generalsfamilie die nunmehrige Königin Witwe zu sehen bekam. Als der neue König — Ludwig I. — Würzburg besuchte, empfing er den General in Audienz: in Paradeuniform fuhr dieser zur